

## **Dreißigste, indiskrete Lieferung**

Auf neunundzwanzig Lieferungen Pflicht folgt eine Lieferung Kür. Sie gibt mir Gelegenheit, über mich hinauszuwachsen und für einen kurzen Augenblick von mir selber zu reden. Dabei kann sich leicht ein Gefühl von Einsamkeit einstellen, besonders, wenn der Adressat die Öffentlichkeit ist. Unter meinen Berufskollegen habe ich in Nairobi einen hilfsbereiten Freund, der mich einmal bei einem seiner Söhne einführte. «Weißt du eigentlich, wer der Brunold ist?» fing er dräuend an. «Bei Brunold weiß ich, wie er aufräumt», hatte er einige Wochen zuvor schon dem neuen Schweizer Botschafter in Kenia brummend anvertraut. «Er geht einfach ins nächste Zimmer und arbeitet dort weiter.» Aber das sei ihm bis jetzt mit keinem anderen Journalisten passiert, erklärte er nun seinem Sohn, der gerade etwas über zwanzig war. Brunold öffne einem Kollegen von der Konkurrenz wie ihm die letzte seiner Ressourcen und halte auch mit seiner wichtigsten Adresse nicht zurück, außer er würde damit einen Informanten in Gefahr bringen. Konkurrenz dagegen sei Brunold völlig unbekannt, und wer darauf bestehen wollte, schlug sich mit einem Ignoranten und daher ganz vergebens herum. Fast wie mit Brunold.

Offengestanden war ich mir meiner diesbezüglichen Gepflogenheiten gar nicht so recht bewußt gewesen. Auf eigene, von Zeit zu Zeit mich selbst verblüffende Art trägt mich der Boden einer zuverlässigen Naivität, die sich nach jedem Ausrutscher immer unverzüglich regeneriert. Einige Male ist sie mich teuer zu stehen gekommen, und trotzdem hüte ich mich, gegen sie vorbeugende Maßnahmen zu ergreifen. Das käme mir vor, als wollte man ohne Veranlassung nach Darmgeschwüren suchen oder zukünftige Hernien auf Vorrat jetzt schon flicken wollen. «Du hast zuviel Vertrauen», sagte mir einmal mein marokkanischer Freund Mohamed Choukri. «Du hast zuviel Vertrauen in die Welt und zuviel Vertrauen in dich selber.» Ich war damals dreiunddreißig und war eine Stunde zuvor das erste und bisher einzige Mal überfallen

worden, nachts um elf vor seiner Haustür in Tanger, von einigen Burschen mit langen Messern, von denen mir einer auf den Rücken sprang und mir einen noch einige Tage nachfühlbaren Haken gegen die linke unter Kinnlade verpaßte, wonach ich auf dem Bauch lag und mir mit ausnehmender Zärtlichkeit die Uhr vom Handgelenk genommen und der Kittel abgenommen wurde. Das Kleingeld in der Brusttasche des Hemds hatte ich noch, als ich mich etwas benommen aufrappelte und sie mir, fünf waren es, zuwinkten, ehe sie um die Ecke verschwanden.

Noch immer spüre ich etwas wie eine Verwandtschaft zwischen meiner besagten unerschöpflichen Naivität und einer Eigenart meines Körpergefühls. «Sie fühlen sich nicht wohl in Ihrer Haut?», sagt Marie-Françoise Allen in einem Interview mit Graham Greene. Darauf Greene: «Wer fühlt sich schon wohl in seiner Haut». Auch ich fühlte mich in meiner Haut hie und da etwas unwohl; nie dagegen fremd. Was immer sich da aus dem Leibesinneren meldete, selbst wenn es in einigen Fällen durchaus bedrohliche Züge haben konnte, war sogleich klar als Teil von mir selber erkennbar und hatte nie etwas von einem mir unbekanntem Fremdkörper.

Ich bin also ein argloses Gemüt – so arglos, daß ich andere bis zum Beweis des Gegenteils für nicht weniger arglose Gemüter halte, und zwar auf Teufel komm raus, wie man hinterher in einigen Fällen nur hat schließen können. Das ist zweifellos ein höflicher Zug, für einen Familienvater jedoch aber nur in Grenzen zu verantworten. Als ich mich auf die freundschaftliche Eröffnung in Nairobi hin vom ersten Schrecken erholt hatte, schien mir – gut vierzig war ich – die Zeit gekommen, nicht mehr ganz ohne Vorbehalt so fortzufahren. Heute aber, nochmals fünfzehn Jahre später, fällt mir nichts ein, als wieder einmal eine diesmal sicher letzte Ausnahme zu machen und einige Berufsgeheimnisse auszuplaudern, die ich sorgfältig gehütet, das heißt bisher höchstens drei, vier, fünf, sechs oder sieben Kollegen weitergegeben habe, von denen

jeder sicher nur als Verkörperung der brancheneigenen Verschwiegenheit gelten kann. (Dieser Satz soeben war ironisch gemeint – wie man das in der Zeitung meistens ausdrücklich anfügen muß.)

Das Reporterlos ist in jedem Fall mindestens so schwer, als einer es sich macht. Der Artbestimmung etwa von Bäumen rings um einen Tatort und dergleichen mehr bin ich ein Vierteljahrhundert lang mehr oder minder elegant ausgewichen. Einen einzigen Versuch sah ich im Keim erstickt, als mich der Fotograf, mit dem zusammen ich eine Stadt zu portraituren hatte, schonend anhielt und sagte, Herr Brunold, jene Pappeln, von denen Sie schreiben – in Wahrheit sind das Zypressen. In meinen Ohren meldete sich recht unverhofft meine Jungendliebe zurück, mit der ich als Neunzehnjähriger erstmals ausgefahren war: «Schau dort, diese Pferde!» Als wir dann etwas näher kamen, sagte sie: «Oh, jetzt sind es Kühe!» Es macht Arbeit, die Altstadt von Tanger bei Sonnenuntergang vor Augen zu bringen, wie die Schatten aus dem Hafen unten über sie hinauf und gleichzeitig an anderen Stellen vom Hügel oben über sie hinunterkriechen. Um das aufzeichnen zu können, hat man sich mit dem Notizbuch in der Neustadt am Hang schräg gegenüber für zwei Stunden in ein Straßencafé gesetzt und es beobachtet. Doch solange man die Passage nicht im Reinen hat, riskiert man einen zweiten Gang, bloß daß man dann spätabends in seiner Wohnung sitzt und im weniger günstigen Fall schon weit weg von der besagten Stadt mit ihrer verflixt verschachtelten Medina, wo man nur dieses Schattentanzes wegen nicht noch mehrmals hinfliegen mag.

An dreißig Zeilen Nasser-Stausee und seinen schmucklosen Uferzügen in der ägyptisch-sudanesischen Wüste habe ich Tage geschwitzt; oder an einem stillgelegten Bahngleis in der libanesischen Bekaa-Ebene, das ganz still und unauffällig zwischen der Straße und dem Rinnsal in einem dieser folgenden Flußbett dahin läuft, ehe es

sich mit der Wucht einer detonierenden Panzermine samt den Schwellen aus dem Schotter der Trasse reißt und wie ein abgebrochener Korkenzieher zum Himmel auffährt und in diesem auf einen außer Blickweite gestiegenen Gegenstand zeigt. Später einmal, als mir solche Beschwerlichkeiten bereits nicht mehr so neu waren, habe ich für eine Zeitschrift zwanzig Buchseiten über Neuseeland geschrieben und dabei, in einem Anflug von Verzweiflung, die ganze landschaftliche Pracht des Südseelands mit beiden Händen zusammengerafft und – hauruck! – mit einem Satz dem mehrteiligen, nicht zu knapp dotierten Ansichtskartenständer eines Kiosks überlassen. Daran hat sich auf der Redaktion der Zeitschrift keiner der Kollegen gestoßen, ebensowenig im Lektorat des Verlags oder nach Erscheinen des Buchs die Rezensenten. (Wie ich ahnte muß der hilfreiche Ständer weit größere Mengen Naturschönheit versammelt haben, als ich mit meinen bescheidenen Kräften jemals hätte herantragen können.) Wer von der Landschaft und Natur bis hin zur Wildnis nicht lassen kann, studiere das Beispiel des verfluchten Inselparadieses in William Goldings *The Lord of the Flies*, ein Buch, das sich aus vielen anderen Gründen zu lesen und wiederzulesen lohnt – zuerst aus Sorge um die Kinder, dann um die Erwachsenen, die einmal Kinder waren, nun aber ihren Kindern das Raumschiff Erde in bewohnbarem Zustand zu hinterlassen hätten. «Wir haben diese Erde nicht von unseren Ahnen geerbt, sondern von unseren Kindern geborgt», wie kürzlich ein indischer Minister am Radio sagte (im BBC World Service am G8-Gipfel in Heiligendamm).

«Du hast mir das Leben gerettet», sagt Murphy in Becketts gleichnamigem Roman. «Lindere es jetzt!» Und wenn es um Individuen geht und nicht nur um ihre Taten, Versäumnisse und um ihre Seelen geht, sondern um etwas viel Schwierigeres wie ein lachendes oder geärgertes Gesicht, dann erspart kein Weg gewisse bis dahin unterschätzte Schwierigkeiten handwerklicher Art. Im Vergleich wären die lieben,

bisher mit Erfolg unterdrückten Bäume ein Kinderspiel gewesen. Lachend oder weinend ist da die gesamte einschlägige Gesichtsmuskulatur in sicher vierzig Agenten zugange, angefangen bei den Augenbrauen, die sich aus Kummer ganz anders zusammenziehen als aus Entschlossenheit oder Grimm, beim Menschen wie bei seinem Begleiter Hund. Nun hebt sich, sagt Goethe, der Schenkel, nun wackelt das Bein, Gebärden, da gibt es vertrackte, und in solchen Lagen hilft bis jetzt nur eines der mir bekannten Bücher, das deshalb in der Reporterbibliothek an ganz prominenter Stelle rangieren muß: Darwins *On the Expression of the Emotions in Animal and Man*. Das Spiel der Gesichtsmuskeln, wie es sich da wahrhaft minuziös seziert findet, ist jetzt nur noch ein wenig auszudünnen, und wir haben das Lachen, oder den strengen Verweis und ganzen Verdruß in dem Gesicht, das wir brauchen.

Bleiben wir doch zum Schluß beim einzelnen, in Fleisch und Blut auftretenden Menschen, bei dem wir nach längerer Strecke auf etwas weniger sichtbar von Individuen belebtem Terrain angelangt sind. Natürlich, nach Herzenslust und ganz ohne Scham – wem schon wäre er sie schuldig – wird der Journalist sich in der Literatur bedienen, wenn er seine in ihrem wirklichen Leben oft etwas blassen Gestalten auszustaffieren hat. Woher jedoch, lautet die interessante Frage, hat die Fiktion sie in die Literatur gebracht? Da gibt es eine Literaturgattung, der nicht nur so fabelhafte Reisetagebücher wie die längst erwähnten von Henri Michaux oder von Graham Greene angehören, und hier nun werden sich – vielleicht zum einzigen Mal in dieser Reporterbibliothek – die Interessen des Berufsmanns, Handwerkers und Tüftlers von denen einer breiteren, allgemein interessierten Leserschaft trennen.

In der Literatur zu den schriftstellerischen Berufsgeheimnissen nämlich wird der von Beruf Schreibende mit unstillbarer Begierde auch Bücher an sich raffen, die sonst in fast jeder Hinsicht zweitklassig sind, oft nur gemessen mit Standards der in der

Regenbogenprominenz siedelnden Memoirenliteratur mehr als passabel abschneiden. Anders als sein unschuldiger Leser wird der Schreibende in Büchern wie W. Somerset Maughams *A Writer's Notebook* seinen Enttäuschungen trotzen und weiterlesen. Angesichts eines Titels wie *Suspense oder Wie man einen Thriller schreibt* wird er sich eine Patricia Highsmith zumuten, die in diesem Bändchen wirklich sehr knapp an Zeit ist und die Dinge in der Reihenfolge aufischt, wie sie ihr eben durch den Kopf gehen. Vielleicht wird er sich mit einem so elenden Autor wie D. H. Lawrence in der Hand erwischen lassen – er hat das Alibi des Handwerkers, der den schlechten Geschmack gewiß nicht zu genießen, um so mehr aber zu studieren hat wie die Sittenpolizei die Pornographie.

Gegen Ende dieses sonntäglichen Streifzugs den Regalen entlang wäre ein Versäumnis unverzeihlich, der Hinweis auf einen wahren Schatz Gottes, bei dessen Lektüre keine Minute verloren ist, und alle werden bereits erraten haben, von wem nur die Rede sein kann: von Raymond Chandler. Seine Beobachtungen und Gedanken zum Schreiben und dessen Rahmenbedingen, welcher Art immer, sind Augenöffner auf Schritt und Tritt. *Die simple Kunst des Mordes* ist der deutsche Sammelband beim Zürcher Verlag Diogenes, der das Wichtigste zusammenbringt. Daneben stehen, übersetzt von Hans Wollschläger die *Briefe 1937-1959*. Chandler gibt Gelegenheit zu einer schweizerisch patriotischen Randbemerkung. In Zürich steht ein Schloß weltbürgerlichen Geistes, der mit der kalten, regnerischen Seite dieser mit gespitzten Zungen reingehaltenen Stadt doch ein Stück weit versöhnt. Das ist eben der Diogenes Verlag von Daniel Keel, der Raymond Chandler, wie es nicht anders angehen kann, in ein Programm mit Homer, Epikur, Scotus Eriugena, Erasmus von Rotterdam und Patrick Süskind setzt. Die Weltliteratur ist schließlich ein wesentlich älterer Begriff als was im Schlepptau kongolesischer Masken, der Kubisten und der haitischen Maler von Saint-Soleil Weltkunst genannt und zum größeren Teil im völkerkundlichen

*Musée de l'homme* zu Paris gesammelt wird, zu schweigen von der Weltmusik, deren Begriff sich erst im Musikladen der neunziger Jahren eingebürgert hat. Im Verlagsgewerbe des deutschsprachigen Raums blieb Diogenes, seit der Gründung und Taufe des Weltliteraturverlags 1952, so sehr Avantgarde, wie sonst diesem oft etwas zweischneidigen Titel höchstensfalls noch eine Zürcher Großbank wie die UBS Warburg gerecht werden mag.

Dank des Individuums, bei dem wir in dieser letzten Lieferung wieder angelangt sind, fallen uns doch noch zur rechten Zeit auch die Redner ein: zum Beispiel *The World's Greatest Speeches. 292 Speeches from Pericles to Nelson Mandela*. Oder, nicht ganz so schwergewichtig: *Große Reden. Von der Antike bis heute*, wo wir Luther, Robespierre, Churchill, Goebbels und Willy Brandt kommentiert die Welt aufrütteln hören. Wozu der Reporter die Redner braucht? Sobald er einmal auf den Gedanken verfällt, aus welchem Anlaß auch immer doch etwas mehr Nachdruck als neulich erzeugen zu wollen, wird ihm der Wert dieser Inspirationsquelle kein Geheimnis mehr sein.

Und da wir vom Individuum und dessen ebenso kapriziösem wie unverwechselbaren Charakter sprachen, dürfen wir eine rätselhafte Sammlung der monströseren Auswüchse nicht vermissen: *Genies und ihre Geheimnisse* von Angelika Overath, Manfred Koch und Silvia Overath – ein wahrhaft durchtriebenes Trio, Teufel Teufel! Man kann nur staunen über ein solches Maß an Mutwillen und Leichtsinn, denn am Werk ist da ein Typus Seelenforschung, die sich aus den Startlöchern hinaus jeden Rückweg verbaut hat, von Wolfgang Amadeus Mozart über Karl May und Charlie Chaplin bis zu John Lennon. In der Tat: lebenspraktisch eifern wir der großen Mehrheit der Genies besser nicht nach! Wer es nicht gewußt hat, holt diese Lehre, so der Untertitel, in *100 biographischen Rätseln*, nach, und wer es nicht mehr für

möglich gehalten hat, sitzt endlich doch vor dem glücklich aufgetragenen Nachtsch der Reporterbibliothek.

### Ausgaben

William Golding: *The Lord of the Flies*. Faber and Faber, London 1954. Dt.: *Herr der Fliegen*. S. Fischer, Frankfurt 1956. TB: Fischer.

Charles Darwin: *The Expression of the Emotions in Man and Animals*. John Murray, London 1872. Dt.: *Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei dem Menschen und den Thieren*. E. Schweizerbartsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1874. Kritische Edition: *Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei den Menschen und den Tieren*. Eichborn, Frankfurt 2000.

W. Somerset Maugham: *A Writer's Notebook*. Heinemann, London 1949. Dt.: *Aus meinem Notizbuch*. Diana Verlag, Zürich 1954. In überarbeiteter Übersetzung: *Notizbuch eines Schriftstellers*. Diogenes, Zürich 2004.

Raymond Chandler: *Die simple Kunst des Mordes*. Diogenes, Zürich 1975 (erweiterte Ausgabe).

Ders.: *Selected Letters of Raymond Chandler*. Columbia University Press, New York 1981. *Briefe 1937-1959*. Albrecht Knaus. München 1990.

*The World's Greatest Speeches. 292 Speeches from Pericles to Nelson Mandela*. Edited by Lewis Copeland, Lawrence W. Lamm and Stephen J. McKenna. Dover Publications, New York 1999.

*Große Reden. Von der Antike bis heute*. Hrsg. Kai Brodersen. Primus Verlag, Berlin 2002.

Angelika Overath, Manfred Koch und Silvia Overath: *Genies und ihre Geheimnisse. 100 biographischen Rätseln*. List, Berlin 2006.